

(Nachdruck verboten.)

167

Was ist Ruhm?

Roman von Max Kreyer.

„Er kann sie nur nicht leiden, weil er ungestört sein will,“ entschuldigte ihn Lorenzen und strich zugleich die zähe Arbeitslust des Freundes heraus, indem er auf das Wandbrett mit den Tierstudien zeigte.

„So, so, das ist ja wirklich hübsch,“ sagte Heilke, der das alles für Abgüsse vorhandener Werke gehalten hatte, mit gemachtem Gleichmut. „Kennen Sie meine Brunnenlöwen? Die waren aber schon früher da. Da ist Bewegung drin, wie?“

Als er aber auf diese Frage nur eine kurzes Nein empfing, wandte er sich verschmupft von Kempfen ab und Lorenzen zu. „Also, wir sehen Sie bald mal bei uns. Kommen Sie ganz ungeniert. . . Und hören Sie, diesen Herrn v. Mensdahl möchte ich gern einmal kennen lernen. Wenn er wieder hier ist, lassen Sie doch von sich hören. Ich lade ihn einfach ein.“

Er hatte schon den Mantel um und wollte gerade gehen, als etwas Unerhörtes geschah. Der Vorhang wurde zurückgeschlagen, und Walzmann schob sich mit einem „Guten Tag, Heilke“ die zwei Stufen hinauf. Eine halbe Stunde lang hatte er seinen Stuhl geschoben, dann war ihm aber die Geduld gerissen. Er, der Alte, der Könner, der seiner Meinung nach den besten Goethe geschaffen hatte, sollte hier im Mauseloch sitzen, während man darin über Kunst sprach? Nein, das konnte er nicht ertragen. Obendrein, da es sich um einen handelte, mit dem er zusammen die Akademiebank gedrückt und dem er manchmal wacker Lohndienste geleistet hatte, bevor ein Streit sie auseinanderbrachte. „Jungs, haltet die Ohren auf,“ raunte er ihnen zu und schritt ans Licht.

„Professor Heilke,“ verbesserte der andre mit kühler Steifheit, zwar leicht erschreckt, aber doch mit der Beherrschung eines Mannes, der sich aus gewissen Gründen einer alten Bekanntschaft nicht mehr erinnern will. Und ohne ihn weiter zu beachten, reichte er Lorenzen noch einmal die Hand.

Walzmann jedoch ließ nicht locker, trotzdem ihm Kempfen einen Wink gab, diesen Ton zu lassen. „Daß Du Professor bist, das weiß ich,“ grunzte er los, „das brauchst Du mir nicht erst zu sagen. Aber, daß Du mich nicht mehr kennen willst, das ist mir neu.“ Plötzlich jedoch erwachte in ihm der Formenmensch, indem er vor Marianne eine Verrentung nach unten machte, soweit sein Schiefwuchs es gestattete. „Peter Walzmann, mein verehrtes Fräulein, Peter Walzmann,“ stellte er sich vor. „Ein Studiengenosse Ihres Herrn Pavaas. Dja. An dessen Wiege zwar auch die Musen, aber nicht die Grazien gestanden haben. Entschuldigen Sie, bitte. . . ich bin nicht darauf vorbereitet.“ Seine kleinen, geröteten Augen gingen an seinem alten Paletot hinab bis zu den großen Arbeitstretern, die mit zwei Nüstern ausgestattet waren.

„D, bitte, hat nichts zu sagen.“ Sie stand wie vor einem komischen Rätsel, das ihr Vater jedoch mit gut gespielter Ernst sofort löste, denn er sagte sich, daß es nach diesem Erguß bornehmer sei, einzulassen. „Ah, Walzmann, richtig, richtig! Wie geht's, wie geht's d—r. . . Ihnen denn? Habe ja lange nicht das Vergnügen gehabt. Was macht die Kunst?“

„Die geht nach Brot, Herr Professor.“

„Ja, das wir immer so, mein lieber Walzmann. Sagen Sie mir doch einmal Ihre Adresse. Sie können was, Sie können was, das wissen wir alle! Aber das alte Unglück. . . der ewige Rückfall. . . Das stört die Harmonie.“

„Bist Du schon Hofbildhauer?“ unterbrach ihn Walzmann mit graufamer Ruhe, hinter der die Sucht lauerte, ihn zugleich durch die alte Duzfreundschaft gründlich zu ärgern.

„Bedaure. Habe wirklich keine Zeit mehr zu langen Erörterungen.“ Deutliche Verachtung sprach aus Heilkes Zügen, trotzdem er die Liebenswürdigkeit des gebildeten Mannes zeigte, der unangenehme Dinge gern scherzhaft nimmt. Noch ein letztes Abschiedswort von ihm an Lorenzen und Kempfen, eine gemessene Verbeugung vor dem Verkauften, und Vater und Tochter waren hinaus.

8.

Walzmann lachte hinter ihnen her; dann schob er sich entriestet auf und ab, wobei seine verrostete Stimme grollte. Er habe diesen Dünkel nicht mehr mit anhören können, am wenigsten, als Heilke auf die Brunnenlöwen zu sprechen gekommen sei, denn die stammten gar nicht von ihm, die habe Wley gemacht, der jetzt berühmte Tier-Wley, dem es damals vor zehn Jahren, noch sehr dreidig gegangen sei.

Lorenzen zeigte eine ärgerliche Miene, denn diese Herausforderung war ihm unangenehm gewesen. „Ach was, er hat doch immer die Direktive gegeben. Viele Teile machen noch kein Ganzes — dazu gehört immer der Meister.“

Walzmann, der ihm die Verstimmung anmerkte, wurde kleinlaut wie immer, wenn seine Taschen leer waren. Erst Geld und Alkohol machten ihm Mut. „Du, nimm mir's nicht übel,“ bat er förmlich, „Du bist jetzt der Große, schmeiß mich doch raus. Man hat mich schon oft hinausgeworfen.“ Am meisten moralisch. Das tut am wehesten.“

„Na, das fehlte ja noch,“ quetschte Kempfen hervor. Walzmann aber fuhr fort: „Siehst Du, mein Sohn, wenn so einer kommt und meine ganze Vergangenheit hereinschleppt, dann tauе ich auf. Dja. Was war ich für ein saubrer Kerl damals, schlank und biegsam, die Mädels liefen mir nach.“

Wie alle Erwachsenen bildete er sich ein, man übersehe seinen Zustand, weil man aus Zartgefühl nie darauf zu sprechen kam. Erst als er Schmar auf sich zuwadeln sah, brach er davon ab, versetzte aber Heilke zum Schluß noch ein. „Wir waren zusammen in der Modellierklasse. Er ärgerte sich, wenn mir alles floß. Damals schon! Und bei meinem Goethe war er Preisrichter. Ein Wörtchen hätte er zu sagen brauchen. Aber raus mit dem Kerl, der das Schneidermaß noch nicht hat! Das widerspricht dem heiligen Geist der Kunst. So war es immer: die Sardellenhändler beraten über die Wadenstrümpfe von Faust — was in seinem Denkkasten vorgeht, interessiert sie nicht. . . Aber Leute, gebt mir doch etwas zu essen,“ unterbrach er sich. „Habe Hunger. Weshalb bin ich denn hier? Beleidigt mich doch nicht!“

„Natürlich, wozu sind wir denn hier,“ rief Blankert aus, der mit Ruschke hereingestürzt kam. „Hoch die Erbsensuppe, hoch der Kottpon, hoch die Sardinien, hoch der Kaviar!“

„Kinder, man bekommt Durst, wenn man so wie die Männer im feurigen Ofen gegessen hat,“ sagte Ruschke und goß sich ein Glas voll Wein, das er in einem Zug leerte. „Habt Ihr denn nicht unser Lachen gehört? Schmar war nicht tot zu kriegen über den Protektor. Er schlug wie ein wahnsinnig gewordener Droschkengaul aus.“

„Protektion ist das beste Surrogat für Talent“, habe ich irgendwo gelesen,“ sagte Walzmann wieder. Er wollte Lorenzen damit einen kleinen Stich versehen, dieser aber verstand ihn gar nicht, sondern, wieder fidel geworden, setzte er den übrigen den Eindruck auseinander, den das Auftauchen Walzmanns gemacht habe. „Wie die beiden so dastanden — das hättet ihr sehen sollen. Heilke mit die Lackstiebel, und Walzmann seinen Flausrock verkehrt zugeknöpft, das war ein Bild — fürchtbar echt.“

Eine lange Tafel wurde auf zwei Böden hergerichtet, woran sich alle beteiligten. Kempfen legte ein Stück Leinwand auf den Tisch, Ruschke brach Konservendbüchsen auf, und Blankert stellte die Teller in Reih und Glied, wobei er sein weißes Taschentuch unter dem Arm als Serviette behandelte und den windigen Kellner mit soviel Gelegentlichkeit markierte, daß Ruschke ihm eine große Zukunft voraus sagte. Lorenzen prüfte den Kaviar, den er auf seinen Platz stellte, um ihn zu bewachen, und zog die Korben aus den übrigen zwei Flaschen. Dann füllte Kempfen die Suppe auf die Teller, die der schöne Anton vorsichtig zum Tisch trug.

„Ja, wohnen denn Eure Modelle nicht in der Nähe? Laßt sie doch kommen!“ schrie dann Blankert wieder los, als man anfing, sich die Zungen zu verbrennen. „Wir werden doch hier nicht ohne Weiber tafeln. . . Kempfen kann ja inzwischen rausgehen.“ Als er das Lachen dafür eingeheimst hatte, sprach er weiter zu Lorenzen: „Hört mal, was werdet Ihr beide bloß tun, wenn sich einer von Euch verheiratet?“

„Das ist doch einfach,“ warf Ruschke ein, „dann geht der andre zu ihm essen. Hübsch so am Hochzeitsmorgen für die

junge Frau, wenn's Klopft und sich Kempfen ungeniert an den Tisch setzt. Denn Lorenzen bleibt doch bald hängen."

"Sowas gibt's ja gar nicht," unterbrach ihn der Blonde wie jemand, der nur etwas sagen will.

"O, Marianne, weshalb bist Du nicht bei uns!" fuhr Rutschke fort, nachdem Schmarr lautlos den großen Mund aufgerissen hatte. "Mir wurde es ordentlich wässrig, als sie die Suppe kostete. Engagiert sie doch, dann kommen wir alle Tage her. Was Blankert?"

"Natürlich, natürlich, ich male sie," gab dieser zurück. "Der Alte hat Pinke . . . Uebrigens war sie schon mal heimlich verlobt, Schmarr weiß es. Mit einem Leutnant. Aus der Sache wurde aber nichts. Er soll eine sitzen gehabt haben, die ihm viel Ärger machte. Und da hat Heilke nein gesagt . . . Wer also Marianne heiratet, kriegt zwei in einer. Er liebt die Maria, die Trösterin, die Anna hat schon ein andrer geliebt."

"Sehr geistreich, Du kannst immer die Malerei aufgeben," unterbrach ihn Rutschke, fuhr dann aber auf Kempfen zu, indem er den leeren Keller mit den Händen verdeckte: "Danke, dankel! Ich kann doch Deine Erbsenjuppe nicht allein aufessen! . . . Lorenzen, fall nicht in den Kaviar, du hast selbstmörderische Absichten."

Der Blonde sah allerdings etwas verstört aus, aber man konnte das auch seinem Ärger über die losen Bemerkungen zuschreiben; denn sofort rief er aus: "Kinder, laßt doch das Mädcl aus dem Spiel. Euch ist auch nichts heilig. Und dir muß ich sagen, Blankert — sprich nicht immer von Damen wie von Kellnerinnen."

"Lorenzen hat sich gebessert, trinken wir darauf," wehrte sich der Maler lustig und erhob das Glas. "Ich sehe schon die Zeit kommen, wo er uns hier im Grad empfängt. Anton zieht sich die Vibree an. Du, Kempfen, saß in die Tasche."

"Eher stirbt er ja," warf Rutschke ein. "Lieber zieht er sich selbst 'ne Jacke mit blanken Knöpfen über. Leute, was seid Ihr vornehm geworden — Ihr habt jetzt sogar reine Stühle."

Blankert schrie aufs neue nach Modellen, und allen Ernstes wollte er sich selbst dazu auf den Weg machen, man solle ihm nur die Adressen geben. Er war erst beruhigt, als Kempfen ihm den Gesundbrunnen nannte, was ihm doch zu weit zu sein schien.

Schmarr, der eine Sardine nach der andern verschlang, benutzte eine Pause, um auf das zurückzukommen, was er inzwischen in sich verarbeitet hatte. "Ja, es ist so, Fräulein Heilke hat Pech mit dem Leutnant gehabt," begann er wie aus der Versenkung. "Bildhauer Land sagte es mir, der beim Professor schuftet. Er kennt die Verhältnisse. Sie hat lange daran geknabbert."

Zum Glück für Lorenzen konnte man die Sache nicht breiter treten, denn Blankert, der sich immer gern sprechen hörte, kratzte Walzmann an. Der Meister sollte sich doch endlich seinen Flunsch ausziehen, denn er müsse ja neben dem Ofen förmlich schmoren. Und zugleich sprang er auf und ruhte nicht eher, bis er den Alten ausgeschält hatte. Dieser zeigte sich nun in einem dünnen, schwarzen Kamelotjackett, in dem er wie ein Schuljunge steckte; namentlich die Ärmel waren so kurz, daß das behaarte Handgelenk weit hinausragte, denn da er niemals Manschetten trug, krepelte er das Hemd einfach auf, sobald es nicht mehr ganz sauber war. "Sie wollen wohl noch zum Begräbnis gehen, Meister?" zog ihn Blankert auf, als er auch die mächtige schwarze Halsbinde sah, die sich der Unberühmte umgewürgt hatte.

"Ja, mein Sohn, um dein Talent zu begraben," gab Walzmann trocken zurück. "Biel Trauer wird's dabei nicht geben."

Der Maler nahm den Hieb gut auf. "Oho," wehrte er sich unter dem Lachen der übrigen. "Ich kenne einen, bei dem es Tränen regnen würde, meinen Hauswirt nämlich. Der Mann liebt mich so sehr, daß er mit Exmision droht. Es wird mir nichts andres übrig bleiben, als diesen Stumpfsinn zu porträtieren. Natürlich 'ne große Weiße in der Klaue."

"Ja, Meister, was ist denn heute mit Ihnen? Sie trinken ja gar nicht," rief dann Rutschke dem Alten zu, weil es ihm nicht behagte, ihn so einsilbig zu sehen. Und als er sah, daß Sörgel ein großes Glas mit Wasser vor Walzmann hinstellte, fügte er lustig hinzu: "Wollen Sie ein Bad nehmen? Das hat doch noch Zeit, bis ich weg bin. Pfui, Sie undankbarer Gast! Sie planschen ja sogar. Ich werde Ihnen im Traume erscheinen."

Mit unverwundlicher Ruhe hatte Walzmann sein Glas ergriffen und goß nun den Rotwein tropfenweise wie eine teure

Medizin in das Wasser, mit dem er dann seinen Säckel füllte, als hätte er vorher ein Fäßchen Heringslake getrunken.

"Seit Moskau hat man keinen ähnlichen Brand gesehen," witzelte Blankert. "Anton, drehen Sie die Wasserleitung auf."

"Ja, mein Sohn, gib mir noch eins," gurgelte Walzmann hervor und reichte ihm das leere Glas. "Sehr gut, Dein Rotwein, sehr gut," sagte er dann zu Rutschke, "aber siehst Du, mein Arzt hat mir heute Mäßigung verschrieben. Dja. Ich werde zu fett. Ich soll mager werden. Bin überhaupt jetzt auf vier Wochen nicht zu sprechen. Gebt Euch keine Mühe. Von morgen ab! Belästigt mich nicht. Ich muß ins Zucht-haus, mein Brotherr wünscht es. Dja. Dort gelingt so 'ne Kur auch besser . . . Aber wenn Du da unten im Sonnenland unter irgend einer Pinie sitzt, dann schreib mir eine Karte. Die will ich mir ansehen und dabei an meine schöne Zeit in Rom denken. Dja. Lang, lang ist es her. Fünfhundert Taler bekam ich von einer Stiftung für mein Relief damals — die Grablegung Christi. Hungerte mich ein Jahr lang damit durch. Olivenöl fraß ich wie Sauertraut. Man verfährt stets anständig mit uns Künstlern, wißt Ihr. Dja. Wir sollen uns immer lange dem Volk erhalten. Sorgenlosigkeit verkürzt zu sehr das Leben. Und das Beste stirbt darüber."

(Fortsetzung folgt.)

Leonhardt Thurneysser.

Wer durch das Märkische Museum nicht gar zu flüchtig geht, kennt auch Thurneysser. Die näheren und weiteren Anwohner des grauen Klosters hören gelegentlich den Namen verloren nennen, sehen in mittelalterlicher Tracht einen Magier, dem Zauberei nachgesagt wird und der so schnell verichwand als er kam. Der in Gold, Samt und Seide ging, mit vier Pferden vor dem Wagen fuhr, obgleich er nur als ein Goldschmiedegefelle und gar zu Fuß in die Mark kam —, der Wagen aus adeligen Häusern hinter sich gehen ließ, obgleich er kein Edelmann und dem Veruf nach nur des Kurfürsten Leibarzt war.

Nicht weniger Bewunderung und Reugier haben die Gelehrten für diesen ihren Genossen gehabt, der ohne irgend eine Schule, ohne eine grundlegende gelehrte Bildung, sie alle doch an Erkenntnis, an Gelehrsamkeit, selbst in fremden Sprachen unbelamter Völker zu überstrahlen schien — und zu Zeiten auch alle an Glanz und Ruhm des Namens weit übertraf.

Unbefritten wertvolle Entdeckungen und Fortschritte auf den vielen Gebieten, die er ergriff, sagt man ihm nach, zugleich schmähete man ihn als Verrüger, Charlatan, selbst Wucherer, der die Mark ausloot und sich von gestohlenen Kirchenschätzen bereicherte.

Könige, Fürsten und Große des Reiches überschütteten ihn mit Gold und Ehren, selbst hielt er einen Hofstaat von mehreren hundert Untergebenen, in seinen Kammern konnte er Schätze an Gold und Schmutz zeigen. Dann verschwand alles dieses, Ruhm und Gold und Ehre so schnell und plötzlich, als ob wirklich alles nur des Teufels Blendwerk gewesen, und er starb arm und von niemand beachtet.

Jenes große Buch des Märkischen Museums, das jedem auffällt, weil es so ganz ieltfam aussieht, ist selbst ein Abbild von ihm. Da sieht man ein buntes Durcheinander von Namen und Sternbildern in merkwürdigen, aber fein gemalten Figuren, sieht rätsel-hafte übereinander angeordnete Kreise, die doch durchdacht wirken, und obgleich man nichts versteht, ist scharfe Bewunderung vor einem solchen konsequent und geschickt durchgeführten Werk die Folge.

Dies Buch gibt uns die richtige Vorstellung seiner Zeit, die wir heute als finstere Vergangenheit betrachten, aus der um so heller einzelne Stellen leuchten; die ganz Wirrung und Sinnlosigkeit scheint und genau so exakt alle ihre Bindungen an der Zeitschraube abließ wie die heutige.

Wie weit Thurneysser ein System bleibt, wie sich seine Gelehrten-laufbahn, sein erworbener Reichtum, seine Kenntnisse deuten lassen, zugleich auch die Art, wie sein Stern erlosch, das haben viele als lockende Aufgabe befunden und zu lösen getrachtet.

Zugleich leuchtet es in die kritischen Tage der Wissenschaften in Deutschland hinein, in die Zeit, da die Astrologie, die Stern-unheilkunde, als Krankheit grassierte und da der lebhafteste, reiche Geist dieses Mannes alles ergriff, und alles verwertete, was seine Zeit an Aberglauben und Vorstellungen besaß. Sein Porträt wird so leicht auch zu einem seiner Zeit, deren Produkt er schließlich war, so groß an Kraft und Wollen und größer noch im Schein und so klein im wirklich Erreichten, im Bleibenden.

Thurneysers Vater war, ehe er in Basel als Goldschmied seßhaft wurde, Soldat in piemontesischem Sold gewesen, er hat wohl die Unruhe, die den Sohn stets beherrschte, diesem selbst vermacht, erscheint auch als wenig beschränkt und sticht durch die Art, wie er dem Sohne in schlimmen Tagen beistand, sehr gegen den üblichen Spießzüntler ab.

Der Sohn, 1580 geboren, half dem Vater und hat das Hand-werk noch lange geschickt betrieben; das Steinschneiden, das Arbeiten

mit Scheidewasser und Metallen legte den ersten Grund zu seiner späteren Beschäftigung mit Metallurgie und Chemie. Wichtiger wurde es, daß sein Vater ihn einem Professor Huber als Famulus Dienste leisten ließ. Da lernte er Kräuter sammeln, Arzneien bereiten und erwarb sich so doch gleichsam unter wissenschaftlicher Anleitung die grundlegenden Kenntnisse der Heilkunde, die später so sehr die Verwunderung der Gelehrten erregte, da Thurneisser schlaug genug war, sich als Autodidakt auszugeben.

Bei diesem Professor Huber wurde er aber auch als Vorleser gebraucht — und mag so eine Unmasse von Gelehrsamkeitsbroden verschluckt haben — aus mangelnder Vorstufe unverdaut oder halbverdaut. Sie kamen später auch in gleichem Zustande wieder in seinen gelehrten Werken zutage. Unter diesen vorzulesenden Autoren war auch Paracelsus, der große Reformator der Medizin, der diese von der Verirrung der scheußlichen Hergentränkelein zur Natur zurückführte, dessen angebliches Suchen nach dem „Stein der Weisen“ nichts als ein Suchen nach den Naturgesetzen, dem Sinn des Seins wurde. Sein dem einfachen Sinn dunkel und verworren erscheinender Stil, ging auf den Vorleser über, aber was dort durch die Schwere und Kompliziertheit der Gedankengänge notwendig war, wurde bei Thurneisser ein herrliches Mittel, seine Blößen zu bedecken.

Welchen Eindruck, welcher Sporn mußte es ihm werden, wenn er aus Paracelsus' Schriften den Satz vorlas: „Wer die Welt erforschen will, muß die Kenntnisse nicht aus den Büchern schöpfen, sondern die Blätter der Natur mit den Füßen betreten; denn nur das Wandern verschafft Erfahrung und Erkenntnis“.

Er folgte alsbald dem Rat und hat in seinem Leben ganz beispiellose Reisen gemacht, die ganz allein mit der Fülle der Erkenntnisse und Erfahrungen ausreichen, um zu erklären, warum er den Sekhasten so sehr an Geist, Wissen und Lebhaftigkeit überlegen wurde, warum er überall eine dämonische Macht durch diesen reichen Geist auf Schwächere ausübte und so diese Erfolge errang.

Zunächst kam er nach Frankreich und England, er läßt sich als Schürze anwerben, arbeitet danach als Bergmann in vielen Bergwerken. Nachdem er nach Basel als Goldschmied zurückgekehrt ist, heiratet er eine reiche Witwe, ohne ihr Geld vom Vormund erhalten zu können. In den entstehenden Nöten wird er von Bucherern ungeheuerlich geschunden, und bringt sich in solche Not, daß er — um die Wutausdauer los zu werden — Bleischmudschachen, mit Gold überzogen, als güldene versetzt. Ihr Geschrei treibt ihn mit Schimpf aus seiner Heimatstadt und einem Glid entgegen, das er zu Hause nicht finden konnte.

Wald ist er mit einem Goldschmiedstöckerlein in Tirol als Bergwerksunternehmer. Schon zieht seine besondere Geschicklichkeit Gelehrte und Fürsten an, welsch letztere aus seinen Fähigkeiten Vorteil erhoffen und ihn auf Reisen schicken.

Er kam so durch Nord- und Westeuropa, Spanien, Portugal, Aegypten, Syrien, Palästina, Griechenland, Italien, Ungarn — überall nicht nur sich über den Stand der Naturwissenschaften unterrichtend, sondern Seltenheiten, Steine, Pflanzen, Rezepte und Geheimmittel, Bücher sammelnd.

Er arbeitete als Arzt und öffnete Leiden, um den Sitz der Krankheiten zu ergründen. Als erster fertigte er jene anatomischen Zeichnungen, die durch Abheben von übereinanderliegenden Teilen die natürliche Lage der Körperteile zu zeigen gestatten.

Als erste Frucht seiner Reisen und der dabei gesammelten Gelehrsamkeit erscheint sein Buch „Archidoga“ in Kitzbühel, Lauf, Wirkung und Einfluß der Planeten auf den menschlichen Organismus schildernd. Es ist nicht ersichtlich, daß Thurneisser, indem er damit die allgemein herrschende Ansicht vom Einfluß der Gestirne übernahm und in seiner Art vortrug, gegen seine Ueberzeugung handelte, zumal für eine reiche, ins Ungemessene schweifende Phantasie diese Hereinziehung des Kosmos in das Schicksal des Einzelmenschen stets etwas Verlockendes haben muß.

Sicher aber ist, daß er hier, wie in allen seinen „gelehrten“ Büchern nicht wie Paracelsus von reinem selbstphilosophischen Erkenntnisdrang geleitet war, sondern von Ehrsucht nach Ruhm, Macht und den Schätzen dieser Welt sich treiben ließ.

Mit seiner ganzen Energie drängte es ihn — den Ungelehrten, den Handwerker — zu den Gelehrten zu zählen, die damals besonders geehrt und vergolbet wurden.

Das erste Buch hatte zur Folge, daß ihn ein Bischof zum Leibarzt machte, — er schrieb ein zweites, daß in Frankfurt a. D. zum Druck gegeben wurde und die Brunnen und Wasser behandelte. Er selbst siedelte nach der Oberstadt über. In diesem Buche entwickelte er wieder seine Fülle von Wissen, das wie Mosaisk zusammengezieht, blendend und mit rätselhaften Inschriften geziert war, und in den Dunst seiner reichen Phantasie und Fabelkunst gehüllt erschien. Hier darf ihm nicht mehr guter Glaube zugebilligt werden.

Mit seinem reichen Geist machte er in der kleinen Stadt Frankfurt Aufsehen. Der Kurfürst von Brandenburg, der zur Huldbindung hinkam, ersah sofort von dem neuen Buche und will Druckbogen sehen. Thurneisser läßt pfiffigerweise die Vorlagen, die die Gewässer der Mark behandelten. Wie wird dem Leser, als er liest, was alles in seinem Sandhaufen — der Mark — an Werten steckt. Bei Kitzbühel: Alaun, Salpeter, Rubine, Granaten. Bei Lützen: Gold und Rubine, bei Bernau: Saphire — und so fort; überall hat dieser kluge Forscher Kupfer, Blei, Granaten und Edelsteine gemutet; der Spreewald ist ihm goldhaltig, aber vorsichtigerweise hält er die Ausbeutung für unrentabel — wie er sich überhaupt nie mit dem gefährlichen Spiel der Alchymisten abgab, da er, auf die Probe gestellt,

die kranke Fürstin heilt, hat er nun gewonnenes Spiel. Er wird Leibarzt, erhält ein mächtiges Jahrgeld, das graue Kloster als Laboratorium und Futter für vier Pferde. Der Fuchs saß im Hühnerstall und begann sein Schwelgen in der Dummheit und Ungeschicklichkeit der Zeitgenossen in großem Zuge.

Das Schreiben und Herausgeben von Büchern und Kalendern war die Kellame der Zeit und das beste Mittel, als gelehrt und geschickt in Ruf zu kommen. Thurneisser begründete daher sofort einen Großbetrieb für diesen Zweck. Da ihn die fremden Drudereien oft im Stich ließen, kaufte er sich eine eigene, die er — ein Beweis außerordentlicher geistiger und organisatorischer Fähigkeiten — in kürzester Zeit zur überhaupt ersten Deutschlands machte. In Kürze fügte er selbst eine eigene Schriftgießerei hinzu, hielt sich die besten Zeichner und konnte nicht nur seine weitere Kellamedruckerei in gelehrtem Gewande in prachtvollster Form herausgeben, sondern druckte gegen gutes Geld auch zahlreiche Werke der Kollegen.

Die in seinen Büchern bewiesenen verblüffenden Kenntnisse fremder und exotischer Sprachen sollten aus seinen Briefen später eine banale Aufklärung finden: seine gelehrten Freunde, die er in allen Teilen Europas sich erwarb, waren stets hilfsbereite Helfer, deren Kenntnisse so als die seinen erschienen.

Der glänzende Anfang drängte ihn weiter — zu mehr Gold und Macht. Er wurde zum geschäftlichen Berater und Bankier, zunächst der Kurfürstin und dann des Hofstaates, endlich des gesamten märkischen Adels. Rücksichtslos trieb er seine Forderungen ein, ohne Mitleid bewachte er seine Götter und brachte schließlich auf diese Art selbst Silberstücke zweifelhafter Herkunft an sich. Er erließ damit auf das glücklichste die eben vom Kurfürsten vertriebenen Juden und übertraf sie an Gewinnsucht und Hartherzigkeit wie Pfiffigkeit bei wettem.

Einen größeren Treffer aber zog er danach mit der Verfündigung einer als neu ausgegebenen Entdeckung von ihm: aus dem menschlichen Abgangwasser behauptete er die sicherste Nachricht über die inneren Zustände des Körpers geben zu können. Das Korn Wahrheitsähnlichkeit dieser Lehre, aufgebaut zum untrüglichen Alleinheitsmittel, brachte ihm durchschlagenden Erfolg. In Mengen kamen die Wassergefäße an, denen je 10 Taler und noch 50—60 Taler für die Medizinen beiliegen mußten. Ohne Geld gab es bei ihm keine Antwort; ein Duzend Schreiber hatten zu tun, um täglich den Großbetrieb der Heilkorrespondenz in Ordnung zu halten. Da er, wie alle seine gelehrten und ungelehrten Nachfolger auf dem Gebiete der Heilskellame, es stets verstand, sich den Rücken durch unklaren Stil zu decken, so stieg sein Ruf von Tag zu Tag, so daß er ganz Mitteleuropa sich tributpflichtig machte. Auch aus den Medizinen zog er den ganzen Nutzen selbst, indem er sie in eigenem Betriebe herstellte ließ.

Danach vergrößerte er abermals seinen Betrieb und trat als Astrologe auf, der den Leuten die Nativität stellte und aus den Sternen die Zukunft voraussah. Das erste bestand darin, daß er feststellte, welche Stellung die Gestirne bei der Geburt des Fragenden hatten, woraus Schlüsse auf Glück oder Unglück gezogen wurden, nach Belieben ausgedehnt auf die täglichen Erlebnisse. Jedem der Wandelsterne wurden besondere Eigenschaften und Beeinflussungen nachgesagt, z. B. Merkur: kalt, feucht und ehrenbegierlich. Aus den Gegeneinanderstellungen dieser Planeten nun etwas zu entnehmen, war nie schwer.

Wekam er schon dafür Gold, so verstand er die Quelle ergiebiger zu machen. — Mußte er aus der „Nativität“ leider künftiges Unheil voraussagen, so gab es ein Mittel dagegen: ein Amulett oder Ringe mit bestimmten Zeichen. Die konnte man von ihm auch gleich kaufen.

In seinem Kalender gab er die Schicksale des Jahres im Voraus an. Das war nicht so gefährlich, als man denken sollte. Entweder gab er Prophezeiungen, die nicht gut unerfüllt bleiben konnten, wie „am Rhein Feuer“, „Krankheit am Hof“. Sonst aber setzte er einige Anfangsbuchstaben hin, die er im nächsten Jahre „erklärte“. Ein Weispiel zeige, welcher Betrug von ihm wissenschaftlich geübt wurde. Zum 12. X. stehen zwei Buchstaben: „B. L. hart angegriffen“. Wie deutete er das nach Ablauf des Jahres? „Des Bayersfürsten Leben hart angegriffen“, was nämlich der Fall gewesen war, im anderen Falle hätte es auch etwas anderes bedeuten müssen. Wollten Leute, die das Geld dazu hatten, im Voraus schon wissen, was wirklich geschehen würde, so gab er dunkle vieldeutige Antworten, die nach dem Grade seiner Weltkenntnis und Klugheit trotzdem nicht ohne vernünftigen Grund sein konnten.

Dazu fabrizierte er weiter Schönheitsmittel und Pillen und Tinkturen, mit denen er sich auch die Eitelkeit des Adels dienstbar machte — und ihm das Geld aus den Taschen zog, das mit der sonstigen Gaukellunst nicht herausgekommen war.

Um positiven Leistungen hatte er dies aufzuweisen, daß er große Summen umsetzte mit der Druckerei und den Zeichnern der Mark einen starken Impuls gab, daß er dank seinem hellen Blick und tatsächlichen Erfolgen in die Apotheke statt der verirrten Lotwege und Tränkelein oft widerlichster Art die kräftigen Mineralmittel, die Heilskraft der Pflanzen einführte. Seine Sammlungen, sein botanischer Garten blieben Zeugen eines angeborenen Wissenstriebes, der ohne die Geldgier ihm bleibenden Ruhm gesichert hätte. Die Ursache des schnellen Sturzes aus diesem prächtigen Zustand? Die wachsende Erkenntnis, daß man ihm nach den 13 Jahren der Gaukellerei hinter die Pflöcke kam und nicht nur das Volk, sondern die Gelehrten ihn zu entlarven begannen, von Kanzeln und Lehrstühlen sein Treiben bei

rechtem Namen nannten, seine „Astrologie“ als Trug nachwies, seine vorgetäuschte Sprachen-Gelehrsamkeit auf die wahren Quellen zurückführte. Das Gefühl des versinkenden Bodens, das Streben, seine Schätze zu retten, dazu die Lockungen eines verkommenen Bruders, der ihn nach Basel ziehen wollte, ließen plötzlich „Heimweh“ in ihn entstehen. Er zahlte in Basel alte Schulden und erhielt dort das verlorene Bürgerrecht zurück, ohne mit seinem Brant auf die hamiischen Kleinbürger den gewünschten Eindruck zu machen. Auf's neue vermählt, aber bald vom Brandenburger zurückgezwungen und trotz aller Drohungen nicht zur Frau zurückkehrend, wird sein gefautes Grundstück und sein Vermögen für die Frau mit Beschlagnahme belegt, der entstehende Prozeß und schmutzige Waseler Hände lassen es schnell verschwinden.

Der Name des Flüchtigen taucht dann noch einmal aus Italien, aus Rom auf, und ganz nebenächlich heißt es bald danach, daß er in Cöln gestorben sei. Die beschimpfte und düpierte Mark rächte sich durch schnellstes Totschweigen. P. G.

Kleines feuilleton.

Die Lungenheilkur. Spätherbst ist's. Hui...! Hui...! pfeift der Wind über die Dächer, und Hagelschauer prasseln gegen die Fenster.

Fröstelnd sitze ich am schlecht genährten Ofen und lausche der eintönigen Musik.

„Komm mit!“ zwidert es links und rechts in der Brust. Ein qualender Husten peinigt mich.

„Lungenkatarch!“ jagt der Doktor. Lungenkatarch — seit acht Jahren. Wenn die Blätter herborebrechen und wenn sie fallen, immer dasselbe Lied, das alte Leid.

Den Kernstein der Armen ermöglicht man heut' längere Kuren in schön gelegenen und zweckmäßig eingerichteten Heilanstalten. Das ist schön und gut; aber nachher, nachher.

Vor acht Jahren war auch ich noch glücklich und zufrieden, wie es ein Arbeiter eben sein kann. Sechs lange Jahre arbeitete ich schon in einer Maschinenfabrik als Schloffer, seit zwei Jahren war ich verheiratet. Eines Tages hatte ich das Unglück, mir eine Erkältung zuzuziehen — die erste ernstliche Erkrankung in meinem Leben. „Lungenspitzenkatarch“ sagte der Doktor und beantragte das Heilverfahren. Es wurde genehmigt und ich kam in die Lungenheilstätte nach Görbersdorf in Schlesien. Als ich nach dreizehn Wochen zurückkehrte, konnte ich meiner Frau versichern, daß ich mich gesünder und kräftiger fühle als je zuvor. Meiner Arbeit glaube ich mich auch sicher, heller lag die Zukunft vor uns. Frohgelaut meldete ich mich bei der Betriebskrankenkasse gesund und wurde — entlassen.

Plötzlicher „Arbeitsmangel“ war eingetreten. Überall, wo ich am Orte um Arbeit nachfragte, wurde ich abgewiesen — das Telephon war leider damals schon erfunden.

Nach einigen Hungerwochen gelang es mir endlich, bei einem Brückenbau Arbeit zu bekommen. Schwere Arbeit, viel zu schwer für den schwächlichen Körper, für die schwächere Brust.

Nach reichlich zwei Wochen sah ich denn auch das Ruhlose meiner Bemühungen ein — und ging; die zwölf Pfund Gewichtszunahme aus der Lungenheilanstalt ließ ich zurück. Ich wandte mich nach Dresden, fand dort Arbeit und fuhr, wie so viele, früh hin und abends zurück, drei Stunden täglich bei schlechtem Herbstwetter und ohne warmes Mittagessen unterwegs. War es ein Wunder, daß eine Rippenfellentzündung mich heimsuchte? Wo waren die Erfolge der dreizehnwöchigen, kostspieligen Heilkur geblieben?

Natt und elend fühlte ich mich wie nie zuvor, und sah zu alledem noch meine Familie von Not und Sorgen umgeben. Seitdem habe ich mich nie wieder richtig erholt und die folgenden Jahre waren nur noch eine Kette von Krankheit und Arbeitslosigkeit — bis heute. Selbst ein nochmaliger dreizehnwöchiger Aufenthalt in Schielo im Harz konnte mich nicht aufrichten, und meine Kinder sind vielleicht dazu verurteilt, ein trauriges Erbe zu übernehmen.

„Die meisten Arbeiter kommen immer erst zu uns, wenn die Krankheit schon zu weit vorgeschritten ist.“

So sagen die Ärzte. Ist es denn aber unter solchen Verhältnissen ein Wunder, wenn die Arbeiter, besonders Familienväter, lieber arbeiten, bis sie tatsächlich vor Schwäche umfallen?

Muß nicht jeder befürchten, den festen Anschluß zu verlieren und eine Leidenkette ohne Ende nachzuschleppen? — — —

Solchen Sorgen gegenüber ist die ärztliche Kunst machtlos und jeder weitere Heilerfolg wohl meistens ausgeschlossen.

Ist das Belämpfung der Lungenkrankheiten? Trotz aller Bemühungen der Ärzte und Fürsorgevereine wird sich dieses Vergewenden des reichlichen Menschenmaterials an der Menschheit selbst rächen, denn die Kinder aus solchen Lebensperioden des abgeheyrten Siechtums sind doch meistens von vornherein schon Anwärter für das Armeekorps der sieben Krüppel und Weitervererber und Verbreiter dieser tödlichen, verheerenden Krankheit. A. M.

Astronomisches.

Die Ringe des Saturn sind eine Erscheinung, die in der Welt der Planeten einzig dasteht und deshalb die Aufmerksamkeit nicht nur der Astronomen, sondern auch der Naturphilosophen aufs lebhafteste erregt hat. Unter diesen beschäftigten sich selbst-

verständlich Kant und Laplace bei ihren Arbeiten über die Entstehung des Sonnensystems auch mit den Saturnringen. Kant gelangte zu der eigenartigen Annahme, daß der Planet Saturn in einem weit zurückliegenden Stadium seiner Entwicklung ein Komet gewesen sei, der seinen Schweif allmählich an sich gezogen habe, bis er zu dem heute erscheinenden Ring oder Ringstern geworden sei. Einen ganz anderen Standpunkt nahm Laplace ein. Er vermutete, daß die Ringe die Reste der Nebelmasse seien, aus der der ganze Himmelskörper ursprünglich hervorgegangen sein müsse, und daß diese Reste eben vorläufig der Verdichtung zur eigenlichen Planetenmasse entgangen seien. Seit den Zeiten von Kant und Laplace sind manche andere Theorien über die Saturnringe geäußert worden, ohne daß man sich auf eine bestimmte Anschauung bisher geeinigt hätte. Die letzte Auseinandersetzung der schwierigen Frage hat Professor Henry Wilde vor der Literarischen und Philosophischen Gesellschaft in Manchester gegeben. Nach seiner Ueberzeugung ist der Saturn ein Planet, der eine erhebliche Auswurfstätigkeit entfaltet hat. Früher gab diese einem Kometen mit einem Schweif von Meteoriten die Entstehung oder einem kometenartigen Monde, der fortan den Planeten umkreiste. Als die Auswurfkraft zu solchen Geburten nicht mehr ausreichte, sollen durch sie die feinen Massen herbeigebracht worden sein, die sich dann in Ringform um den Planeten anordneten. Der äußerste Ring, der durch einen Zwischenraum von mehr als 4000 Kilometer von den anderen getrennt ist, müßte danach erheblich älter sein als die übrigen. Die Lid-Sternwarte hat in den letzten Jahren besonders genaue Messungen an den Saturnringen angestellt, die eine wesentlich bessere Grundlage für die Beurteilung dieser eigentümlichen Bildungen geben.

Aus dem Tierreiche.

Der Hai auf dem deutschen Fischmarkt. Die heranannahende Hochsaison auf dem Seefischmarkt gibt aufs neue Anlaß zu der Feststellung, daß außer den altbekannten Fischarten vom Hering und Konsorten bis zum Stodfisch noch vieles andere, frisch, geräuchert oder mariniert, in den Geschäften feilgeboten wird, von dem sich der Binnenländer nichts träumen läßt und vor dem er vielleicht mit Abscheu sich abwenden würde, wenn man ihm das Ding mit dem richtigen Namen nennen würde. Zuerst handelt es sich hier um den Haifisch, und zwar um den sogenannten Meerengel und den Dornhai, die in großer Zahl in der Nordsee den Jägen der Heringe, Matresen und Dorfsche folgen oder, am Meeresgrunde sich aufhaltend, auf Rochen und Schollen jagen. Von ihnen erbeuteten die deutschen Nordseefischer im letztverflohenen Jahre nicht weniger als 477 000 Kilogramm, die natürlich beiseite nicht als Haifische, sondern als Meerengel im Ausschnitt auf den Markt kommen. Als ein recht unappetitlicher Geselle folgt ihm der in den Räden der Hafensstädte zuweilen ausgetobene Hornhecht, für den das Volk den bezeichnenden Namen Krünnochen im Gebrauch hat, weil sein Knochengeriüst beim Kochen oder Räuchern die Farbe eines intensiven Arsenitgrüns annimmt. Er kommt auf die Märkte hauptsächlich aus der Ostsee, wo auch der namentlich im Mai und Juni an den Flachküsten im westlichen Teile des Baltischen Meeres streichende Seewolf erbeutet wird. Auch von dem über die Marken häßlichen Seeteufel gelangten im Jahre 1909 fast 500 000 Kilo auf die deutschen Märkte, wo er den wohlklingenden Namen Forellenstör führt.

Technisches.

Die Ursprünge der Schmiedekunst. Der Entwicklungsengang der Eisenbearbeitung fand vor kurzem in einem Vortrage des Münchener Ingenieurs Orth im Deutschen Museum an der Hand von Ausstellungsgegenständen eine instruktive Besprechung. Das älteste bekannte eiserne Schmiedestück ist eine Art Sichel; sie wurde beim Bau der Cheopspyramide vor fast 5000 Jahren zufällig mit eingemauert. Die altindische Schmiedekunst wird durch die Ruhmessäule zu Delhi (310 n. Chr.) repräsentiert. Sie weist eine Länge von 20 Meter und einen Durchmesser von fast 1/2 Meter auf; es würde ihre Herstellung noch heute, trotz der hochentwickelten Schmiedetechnik, eine staunenswerte Leistung bilden. Bei uns hatte die Schmiedekunst im Mittelalter eine solche Höhe erreicht, daß sie gegenwärtig noch in vieler Hinsicht als unerreich gilt. Viel Neues brachte der Vortragende über die Entwicklung der Schmiedewerkzeuge, so die Hammer, die vom Steinhammer der Urzeit ihren Ausgang nahmen und deren vollkommensten Typ wir in den durch Dampfkraft gehobenen Riesenhämmern vor uns sehen. Die Hammerwerke werden jetzt durch die Schmiedepressen mehr und mehr überholt. Bei diesen erfolgt das Schmieden nicht durch die periodische Schlagwirkung des Hammers, sondern durch den konstanten und kräftigen Druck einer hydraulischen Schmiedepresse, die bei gleichem Dampfverbrauch und gleicher Arbeitszeit doppelt so viele Schmiedestücke liefert, als früher mit dem Hammer zu liefern war. Anschließend an das Schmieden kam das Schweißen zur Anwendung. Es hat den Zweck, zwei erwärmte Schmiedestücke unter Druck, z. B. durch Hammerschläge, zu einem Ganzen zu vereinigen. Die Schweißhitze wird im Herdfeuer oder in Flammöfen erzeugt. Für die Erzielung höherer Schweißtemperaturen kommt das Schweißen auf elektrischem und aluminothermischem Wege, ferner das autogene Verfahren in Betracht. Letzteres hat in kurzer Zeit sehr schnell Boden gewonnen.